

Hier wohnte Frau Antonie Giese

(Ulrike Schrader, 30.6.2024)

Der Name Antonie Giese begleitet meine Arbeit hier in der Begegnungsstätte Alte Synagoge seit dem ersten Tag. Schon vor nun 30 Jahren die Begegnungsstätte hier eröffnet wurde, war mir bewusst, dass in direkter Nachbarschaft zur Synagoge, deren Grundfläche ja durch graue Platten aus Granit sichtbar gemacht worden waren, in direkter Nachbarschaft also eine kurze Häuserreihe gestanden hatte. Und in einem davon lebte eben diese Antonie Giese, von der ich nur wusste, dass sie sich mitten im Sommer, am 1. Juli 1942, das Leben genommen hatte. Das wusste ich aus dem Aufsatz, den der Wuppertaler Schulrektor Ulrich Föhse für den 1984 von Klaus Goebel herausgegebenen Sammelband „Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus“ geschrieben hatte. Dieses Buch ist bis heute maßgeblich. Zwar ist Vieles, was man 1984 noch nicht wissen konnte, mittlerweile erforscht und publiziert, aber Goebels Buch und Föhses Text sind immer noch, nach jetzt genau 40 Jahren, die erste Stelle, an der man nach Fakten suchen kann und sollte.

„Hier wohnte Frau Antonie Giese“ hieß denn auch unsere erste große Ausstellung über die Juden im Bergischen Land, die wir, vielleicht etwas zu früh, im November 1996 eröffneten. Angeregt war diese Titelgebung von einer Ausstellung, die ich im Sommer in Wien besucht hatte und deren Titel „Hier hat Teitelbaum gewohnt“ lautete. Wohnen – das ist immer irgendwie Nähe, das ist Nachbarschaft, das ist Selbstverständlichkeit, und wo es das nicht ist, ist es ein Skandal. Die Wohnungslosen. Wer keine Wohnung hat, hat keinen Schutz – vor Kälte und Hitze, vor Diebstahl und Angriff. Eine Wohnung bietet Schutz des Eigentums, der

Privatsphäre, der körperlichen Unversehrtheit. Nicht ohne Grund ist es verboten, in eine Wohnung ohne Zustimmung einzudringen: „Die Wohnung ist unverletzlich“. „Artikel 13 Absatz 1 GG gewährleistet die Unverletzlichkeit der Wohnung. Als Freiheitsrecht dient das Grundrecht vorrangig der Abwehr hoheitlicher Eingriffe in die Privatsphäre, welche die Wohnung bietet. Daneben gibt es dem Gesetzgeber den Auftrag, die Wohnung vor Privatpersonen zu schützen. Dieser Aufgabe kommt er beispielsweise durch den Schutz der Wohnung im Rahmen des Strafrechts und des Zivilrechts nach.“ Aber mehr noch als die Schutzfunktion ist die Wohnung einfach der Ort, an dem wir uns orientieren. Hier schlafen wir, hier nehmen wir unsere Mahlzeiten ein, hier finden wir unsere Familie vor, und für gewöhnlich kehren wir nach getaner Arbeit nach Hause zurück. Die Wohnung ist etwas ganz Persönliches, oft bis in den Geruch hinein, auch in ihrer Einrichtung drücken wir uns aus, und deshalb ist es kein Wunder, dass viele Menschen neugierig darauf sind zu sehen, wie andere Leute wohnen. Aber wie Antonie Giese in ihrer Wohnung in der Krugmannsgasse gelebt hat, das wusste ich nicht und weiß es auch heute nicht, ich kann es mir nur ungefähr vorstellen.

Geboren wurde Antonie Giese als neuntes Kind von Salomon Joseph Simon und seiner Frau Julie, geb. Leiser am 26. Juli 1871. Der Vater war 1828 in Langenberg geboren worden, und auch Antonies ältere Geschwister kamen dort zur Welt – bis auf ihren nächstälteren Bruder Hermann, der 1868 bereits in Elberfeld geboren wurde. Vermutlich war die Familie in den 1860er Jahren nach Elberfeld umgezogen, denn das lag im Trend: Die „Landjudengemeinden“ überall schrumpften in dieser Zeit, weil ihre Mitglieder sich bessere Lebensbedingungen in den boomenden Industriestädten versprachen.

Antonie Simon war das Nesthäkchen der Geschwister – sie hatte drei ältere Schwestern und fünf ältere Brüder. Unsicher ist, ob wirklich alle diese Kinder ihre ersten Lebensjahre überlebt haben, denn das war zu dieser Zeit nicht selbstverständlich. Antonies älteste Schwester Helena zum Beispiel starb schon mit knapp zwei Jahren.

Aber Rebecka, die Zweitälteste, war 18 Jahre alt, als Antonie geboren wurde, und ihre Schwester Johanne 17. Man kann sich vorstellen, dass die beiden jungen Frauen sich bei der Sorge um das jüngste Kind abwechselten – ob sie das allerdings gerne taten, können wir nur spekulieren.

Als Antonie 12 Jahre alt war, starb ihr Vater im Alter von 55 Jahren, und die Familie bestattete ihn auf dem kleinen jüdischen Friedhof an der Weißenburgstraße. Wann ihre Mutter starb und wo deren Grab sich befindet, wissen wir nicht. auch wissen wir nicht, welche Schule Antonie besuchte und ob sie eine Ausbildung machte, wenn ja, was für einen Beruf sie erlernte. Wahrscheinlich erlernte sie keinen, denn sie war noch keine achtzehn Jahre alt, als sie am 3. April 1889 heiratete. Der Bräutigam war 30 Jahre älter, und das legt die Vermutung nahe, dass diese Heirat keine romantische war, sondern einen praktischen Zweck erfüllen sollte: Die älteren Geschwister wollten ihre kleine Schwester versorgt wissen und fragten nicht lange nach Liebe und Leidenschaft. Antonies Mann war Kaufmann von Beruf, Witwer von Stand, 1841 im nordhessischen Hofgeismar geboren, und dass Franz Giese seiner jungen Frau keine Kinder mit in die Ehe brachte. Und Kinder sollte es auch

in Zukunft nicht geben – vielleicht war Antonie Giese schon damals krank?

Ihre Wohnung hatten die Gieses in direkter Nachbarschaft zur 1865 eingeweihten Elberfelder Synagoge, im zweiten Stock in der Krugmannsgasse 2.

Im Oktober 1917 starb Antonies Mann Franz im Alter von 76 Jahren und wurde auf dem jüdischen Friedhof am Weinberg bestattet. Den Tod zeigte Antonies Bruder Hermann Simon an, der mit seiner Frau Anna und den vier Kindern Werner, Erna, Arthur und Alice in der Neuen Fuhrstraße 29 wohnte.

Die erst 46jährige Witwe wohnte nun mit ihrer Pflegerin Henriette Schwabe zusammen, die sie unterstützte und versorgte. Henriette Schwabe war Antonie Gieses Schwägerin, vermutlich eine Verwandte ihres Mannes Franz. Ganz in der Nähe, in der Klotzbahn 3, lebte Antonie Gieses Bruder Moses Simon mit seiner Frau Minna und den Kindern Gertrud Julie, Erich Walter und Fritz, und in der Karlstraße 3a lebte ihre Schwester Rebecka mit ihrem Mann Moses (Moritz) Liffmann.

In den nächsten Jahren gab es eine ganze Reihe von Beerdigungen: 1921 starb der Schwager Moses, 1922 der Bruder Hermann, 1926 die Schwester Rebecka. Aber es wird auch glückliche Momente im Leben der Familie gegeben haben: Antonies Nichte Erna Simon heiratete Leo Pessel, und 1925 wurde ein Kind geboren: Ernst.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten begann auch für Antonie Giese eine Zeit großer Sorge und Bedrängnis. Aus nächster Nähe

musste sie den Brand der Synagoge in der Nacht zum 10. November 1938 mitansehen und wurde Zeugin, wie in den nächsten Tagen Männer aus den Häusern der Krugmannsgasse über die Grenzmauer zur Synagoge kletterten, um aus dem Keller brauchbare Sachen zu stehlen: zwei Schränke, mehrere Säcke mit Kohlen, Säcke mit Holz und einen Kanonenofen.

Was die Menschen in den Tagen und Nächten des Pogroms vom November 1938 doch vielmehr noch als die Brandstiftungen an den Synagogen und Friedhofskapellen verstörte, waren die Einbrüche in die Wohnungen, die Zerstörungswut gegenüber Sachen und die pure Gewalt. Allein in der Stadt Hilden sind in der Nacht zum 10. November sieben Personen ermordet worden, und Sie alle haben sicherlich von dem gemeinen Mord an dem, Solinger Journalisten Max Leven gehört, der gehbehindert war und wehrlos in seinem Bett lag, als man ihn erschlug. Und bei uns in Wuppertal? In der damaligen Mittelstraße in Elberfeld, die heute Ekkehardstraße heißt, wohnte die 73jährige Johanna Sieradzki. In der Nacht zum 10. November 1938 drangen laut Zeugnisaussagen mindestens vier betrunkene SS Männer (vermutlich Sa-Männer) in die Wohnung ein und demolierten sie vollständig. Johanna Sieradzki und ihre Tochter Martha, verh. Drach, waren in der Wohnung. Johanne Sieradzki erlitt einen Gehirnschlag und starb im Bethesda-Krankenhaus. Die Trunkenheit der Täter mildert weder Gefahr noch Schuld.

Der nächtliche Diebstahl in Antonie Gieses Nachbarschaft trug sich erst Anfang Dezember zu. Die Synagoge war verwaist und ausgebrannt, vermutlich kam man problemlos hinein, auch wenn das bestimmt nicht ungefährlich war, denn das Gebäude hatte großen Schaden erlitten.

Frau Scheibel, Frau Czubayko und Frau Hammers hatten den Vorgang beobachtet und brachten ihn zur Anzeige, so dass Ermittlungen aufgenommen werden mussten. Frau Scheibel gab zu Protokoll:

Ich habe schon an zwei Abenden – am 4. Und 5.12.38 beobachtet, dass ein gewisser Karl Klauer, ein Waldi Platzdasch und ein Willi Engelsberger, Möbelteile, Kleider und Kohlen aus den Räumend er Synagoge entwendeten. Sie tragen diese Sachen während der Dunkelheit in ihre Wohnungen.¹

Am nächsten Tag schreibt ein Siegfried Reifschneider in Vertretung des Ortsgruppenleiters der NSDAP an die Gauleitung Düsseldorf:

Am Sonntag, den 4.12.38 abends um 20 Uhr stellte ich mit dem zuständigen Zelleiter Pg C. Clauer folgende Gegenstände aus der Synagoge sicher:

2 alte Schränke, mehrere Sack Kohlen, 1 alten Kanonenofen.

Am Montag, den 5.12.38 abends zwischen 20 Uhr und 21 Uhr stellte ich mit dem zuständigen Zelleiter Pg. C. Clauer folgende Gegenstände aus der Synagoge sicher: mehrere Sack Holz, 1 Ascheneimer und Kohlentüten.

Oben aufgeführte Sachen befinden sich teils im Keller der Schule Bergstraße, teils im Keller des Zellenleiters Pg. Clauer, der abgeschlossen ist, Diese Sachen wurden sichergestellt, weil sie schon zum Stehlen bereits gestellt waren. Heil Hitler!

¹ Dieses und alle folgenden Zitate stammen aus der Gestapo-Akte Clauer, Landesarchiv NRW, Sign. 63014.

Erwartungsgemäß – damals wie heute – geschah den Tätern am Ende nichts – im Gegenteil: die Verdächtigten versuchten, die Zeuginnen mit ihrer Freundschaft zu Antonie Giese unglaublich zu machen und obendrein den Spieß umzudrehen. So gab der Anführer der Bande mit dem bezeichnenden Namen Karl Clauer am 12. Dezember 1938 bei seiner Vernehmung zu Protokoll:

Ich kann nur sagen, dass eine diebische Absicht nicht in Frage kommt. Es handelt sich lediglich nur um eine Sicherstellung der Sachen, um sie vor einem Diebstahl zu schützen. Eine persönliche Bereicherung schaltet vollkommen aus. Was die Person der Anzeigenden anbetrifft [gemeint ist hier eine der Nachbarinnen, Frau Scheibel], so kann ich nur sagen, dass sie heute noch nach wie vor mit einer Jüdin, Frau Giese, hier, Krugmannsgasse 2 sympathisiert. So ist es auch mit den Zeugen Zcubayko und Hammers bestellt. Wenn diese gegen die Partei als solche etwas unternehmen können, so tun sie es mit Vorliebe. Gegen Frau Scheibel und Wilhelm Czubayko geht noch besondere Meldung wegen Verächtlichmachung der Partei an die Kreisleitung.

Der Fall ist interessant, denn er lässt nicht zu, es sich in einfachen schwarz-weiß-Vorstellungen gemütlich einzurichten. Da ist nicht nur der klauende Carl Clauer, der sich wie selbstverständlich inbildet, für die Einrichtung eines neuen Parteibüros einfach Heizmaterial und einen Ofen „sicherstellen“ zu dürfen, sozusagen für einen höheren Zweck, als dessen Mittel auch Diebstahl heiligesprochen werden kann. Und da sind auch Frau Scheibel, Frau Czybaiko und Frau Hammers, vermutlich Hausfrauen, unbeeindruckt vom nationalsozialistischen Höhenflug des Jahres 1938 mit dem „Anschluss“ Österreichs, und dem Münchener Ab-

kommen, eher angewidert vom immer lauter werdenden Geprassel immer neuer Verordnungen gegen die Juden, gegen ihr jüdische Nachbarin. Vielleicht haben sie auch gehört von der ernüchternd ergebnislosen internationalen Flüchtlingskonferenz im Juli, aber nur vielleicht, denn damals gab es noch kein Internet. Und der „Völkische Beobachter, den Frau Scheibel, Frau Czybaiko und Frau Hammers vielleicht gelesen haben, höhnte nur hämisch „Deutschland bietet der Welt seine Juden an, aber keiner will sie haben.“ Auch von solcher Infamie haben sich die die Nachbarinnen nicht einschüchtern lassen.

Nach dem Pogrom stand für alle Jüdinnen und Juden, alle jüdischen Familien im Deutschen Reich fest, dass sie und ihre Kinder keine Zukunft in ihrer Heimat mehr haben würden, und alles drehte sich nur noch um die Frage, wie man schnellstens auswandern können und wohin. Das Wohin war fast schon egal – Hauptsache, man kam raus.

Für Antonie Giese stellte sich diese Frage nicht, denn sie war körperbehindert und auf eine Pflegerin angewiesen. Bei ihr wohnte ihre Schwägerin Henriette Schwabe, die sie rund um die Uhr betreuen konnte.

Körperliche Behinderung war allerdings nicht nur ein Hindernis in der Bewegungsfreiheit, war nicht nur die eingeschränkte oder fehlende Mobilität. Körperbehindert zu sein bedeutete, dass man möglicherweise erst gar keine Einwanderungserlaubnis in das Asylland bekam.

Die Tochter des früheren Elberfelder Rabbiners Dr. Zacharias Auerbach, Recha Auerbach, war einseitig gelähmt und musste deshalb von ihren Neffen und Nichten schwereren Herzens in Wuppertal zurückgelassen werden, als sie nach Amerika auswanderten. Recha Auerbach wurde an ihrem 40. Geburtstag, am 21. April 1942, nach Izbica deportiert und später dort oder im Vernichtungslager Sobibór ermordet.

Wie mag es Antonie Giese nach dem Pogrom ergangen sein? Besuchten ihre Nachbarinnen sie noch? Haben sie ihr erzählt, dass 90 Männer aus der jüdischen Gemeinde festgenommen und nach Dachau deportiert worden waren? Den Begriff „Deportation“ für das, was geschah, gab es ja noch gar nicht. Noch gab es nicht die Historiker, die ihr und ihren Zeitgenossen hätten erklären können, was gerade geschah. Hat Frau Giese mitbekommen, dass die panischen jüdischen Eltern ab Frühjahr 1939 ihre Kinder nach England in Sicherheit schickten im Glauben, bald nachkommen zu können? Mindestens 36 Mädchen und Jungen haben Wuppertal auf diese Weise im Sommer 1939 verlassen, aber eben nur im Sommer, denn am 1. September marschierte die Deutsche Wehrmacht in Polen ein, und damit war Schluss mit den „Kindertransporten“. England erklärte Deutschland zwei Tage später den Krieg, so dass Deutsche nicht mehr einreisen durften. Und die Juden in Deutschland waren ja Deutsche, was immer noch und immer wieder leicht vergessen wird. Mit dem Krieg wurden Lebensmittel- und Kleiderkarten ausgegeben – gedruckt lagen die schon seit 1937 in den Tresoren der Regierung. Für Juden gab es diese Karten extra, mit einem großen „J“ versehen. Für Juden gab es weniger Auswahl und geringere Mengen an allem.

Antonie war jetzt 68 Jahre alt, seit über 20 Jahren Witwe. Was brauchte sie? Was glaubte sie? Was hoffte sie? Wen hatte sie zur Gesellschaft, außer ihrer Pflegerin Henriette Schwabe? Frau Scheibel, Frau Czybaiko und Frau Hammers? Ihren Bruder Moses und seine Frau Minna? Kam manchmal ihre Nichte Erna mit dem kleinen Ernst zu Besuch, der 1925 geboren worden war, aber jetzt, mit seinen 14 Jahren, auch schon fast ein Jugendlicher? Oder waren die jungen Leute schon in Sicherheit im Ausland? Erna Pessel lebte jedenfalls später in den USA.

Antonies Bruder Moses und seine Frau Minna zogen 1939 oder 1940 in das jüdische Altersheim an der Königstraße die in der NS-Zeit in „Straße der SA“ umbenannt worden war und heute „Friedrich-Ebert-Straße“ heißt. In dieses Altersheim kamen nach und nach immer mehr Menschen, die meisten alleinstehend und alt, auch aus anderen Städten der Provinz, die meisten, weil sie in ihrer eigenen Wohnung nicht mehr bleiben durften. Solche Sammelunterkünfte gab es viele, in Wuppertal mindestens 15. Man hat lange den Begriff „Judenhaus“ dafür verwendet, manche sagen auch „Ghettohaus“ dazu, aber beides trifft die Sache nicht.

Im Jahr 1941 – dem Jahr, in dem die Lage für Jüdinnen und Juden zunehmend lebensbedrohlich wurde, starb Antonies Schwägerin Minna, die 81-jährige Frau ihres Bruders Moses. Jetzt lebte Moses dort als Witwer, aber geplant war, dass seine Schwester Antonie im Laufe des Jahres 1942 zu ihm ziehen sollte.

Das aber traute diese sich nicht mehr zu. Sie war bereits über 71 Jahre alt und schwer behindert, kam allein überhaupt nicht mehr zurecht. Deshalb plante sie einen anderen Weg: Am Mittwoch, den 1. Juli 1942, wartete sie ab, bis ihre Betreuerin Henriette Schwabe sich in die Stadt aufmachte, um Besorgungen zu erledigen. Als sie allein war, schrieb sie ihrem Bruder eine letzte Nachricht. Sie kroch zum Fenster und machte sich aus der Gardinenschnur eine Schlinge, die sie sich um den Hals legte. Das muss eine übergroße Anstrengung gewesen sein. Dann ließ sie sich fallen.

Als Frau Schwabe gegen halb drei wieder nach Hause zurückkehrte, fand sie Antonie Giese tot vor und verständigte sofort den jüdischen Arzt Dr. Eugen Rappoport – ein anderer, nichtjüdischer Arzt kam nicht in Frage. Rappoport war einer der letzten jüdischen Ärzte, die zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch in Wuppertal waren, eine verlässliche Größe, immer ansprechbar und zum Helfen bereit, von höchstem ärztlichen Gewissen. Rappoport kam unverzüglich in Begleitung der jüdischen Krankenschwester Anna Kupperschlag, stellte die Todesbescheinigung aus und informierte die Polizei. In deren Bericht ist nachzulesen:

*Der Hauptwachtmeister der Schutzpolizei Wollmert vom 7. Polizeirevier, der vor mir am Tatort war, hat die Erhängte vom Fenster abgenommen. Sie hat nach seinen, der Pflegerin und der Jüdin [gemeint ist Anna Kupperschlag] Angaben mit dem Gesicht zum Zimmer, fast sitzend, das Gesäß etwa 20 cm vom Fußboden, am Fenster gehangen. Die Selbstmörderin hat einen Zettel folgenden Inhalts hinterlassen: „**Lieber Bruder Es tut mir sehr leid dir diesen Schmerz zu bereiten aber ich kann nicht im Heim gehen weil ich zu hilflos bin und die andere Umgebung gefällt mir nicht letzter Gruß Toni.**“*

Ob der 83-jährige Moses noch in der Lage war, das Begräbnis seiner Schwester allein zu organisieren, ist unsicher. Sie fand jedenfalls ihre letzte Ruhe neben ihrem 25 Jahre zuvor verstorbenen Mann auf dem jüdischen Friedhof am Weinberg. Warum der Name auf dem Grabstein falsch geschrieben ist („Giesse“), bleibt eine offene Frage.

Was drückt sich alles aus in diesem kleinen Schreiben? Vorausschauendes Mitgefühl für den Bruder, den sie mit ihrer Entscheidung nun allein

zurücklässt. Es tut ihr Leid, ihm diesen Schmerz zu bereiten, und sie ist fähig, das auch auszudrücken in diesen einfachen Worten. Dann: eine klare Selbsteinschätzung ihrer Möglichkeiten, die praktisch bei 0 liegen: „Weil ich zu hilflos bin“. Schon der Umzug ins Altersheim, das ja keines mehr war, kam ihr unmöglich vor, geschweige denn das, was sie vielleicht noch erwartet hätte, was sie vielleicht ahnte. Denn Antonie Giese hatte schon miterleben müssen, dass ihre Nichte Trude am 26. Oktober 1941 in das Ghetto „Litzmannstadt“ nach Lodz deportiert worden war, mit rund 200 anderen Jüdinnen und Juden aus Wuppertal. Dass Trude am 8. Mai 1942 in der Vernichtungsstätte Chelmno ermordet wurde, hat sie mit Sicherheit nicht gewusst, aber ein Lebenszeichen der Nichte war eben auch nicht gekommen. Zwei Wochen später, am 10. November 1941, waren erneut Mitglieder der jüdischen Gemeinde, jetzt sogar 266 Personen deportiert worden, dieses Mal nach Minsk. Wieder kein Lebenszeichen von irgendwem. Und der letzte Schrecken: Der Abtransport von 64 Wuppertaler Jüdinnen und Juden nach Izbica, darunter auch z.B. Eva Israel, die mit ihren Eltern, der Lehrerin Hedwig und dem Rechtsanwalt Hugo Israel, ganz in der Nähe der Krugmannsgasse gewohnt hatte, in der der Kleinen Klotzbahn 12, wo heute auch Stolpersteine für die Familie liegen.

Und das Dritte, was aus Antonies kurzem Brief an den Bruder spricht, ist ihr Selbstbewusstsein: Und die andere Umgebung gefällt mir nicht“. Völlig zu Recht, möchte man da meinen, wenn man bedenkt, was für eine Umgebung das war: War das jüdische Altersheim ursprünglich, im Jahr 1913 vom wohlhabenden Mäzen Max Simon erworben und umgebaut, für 23 Personen gedacht, so war es jetzt eine hoffnungslos überbelegte Zwangs-Wohngemeinschaft. Anhand der Deportationslisten

können wir erkennen, dass im Sommer 1942 dort über 70 Personen gelebt haben. Und vielleicht ahnte Antonie Giese, was kommen würde, und darum kann man ihren schweren Schritt verstehen:

Am 20. Juli 1942 wurden alle im früheren Altersheim lebenden Menschen, darunter auch Antonies Bruder Moses deportiert, und zwar in das Ghetto Theresienstadt bei Prag. Wer nicht, wie er, dort im Ghetto starb – er schon drei Monate später, am 23. Oktober 1942 im Alter von 83 Jahren – kam mit Sammeltransporten in eins der Vernichtungslager, Treblinka oder Auschwitz. Überlebende der Deportation von Wuppertal nach Theresienstadt waren Cäcilie Popielarz, Olga Weinschenk, Mathilde Walter, Helene Wertheim, Adolf Rubens, Wilhelmine Leven und Antonie Römer.

Antonie Gieses Schwägerin Anna, die Witwe ihres Bruders Hermann, und deren Tochter, die Opernsängerin Alice Simon, waren schon 1933 in die Niederlande ausgewandert. Nach der Besetzung durch die Deutsche Wehrmacht im Jahr 1940 wurden die beiden Frauen verhaftet und über das Konzentrationslager Westerbork im Juli 1943 nach Sobibór deportiert und vermutlich sofort ermordet.

Anna Simons Sohn Arthur, der Schreiner und Kürschner war, emigrierte 1937/38 ebenfalls in die Niederlande. 1942 wurde er verhaftet und zunächst nach Westerbork verschleppt. Am 30.1.1945, vermutlich auf einem Todesmarsch, ist er in Landshut angekommen. Seine Frau Irene und die kleine Tochter Herta Eleonore verschleppte man nach Theresienstadt von dort nach Auschwitz, wo sie im Oktober 1944 ermordet wurden. Die einzigen Überlebenden der Familie Simon waren Antonie Giese's Neffe Werner Simon (*1905) und die Nichte Erna (*1900), verheiratete Pessel, die sich mit ihrem Mann Leo (*1893) und dem Kind Ernst (1925-1944) in die USA flüchten konnten. Wenn im kommenden Oktober in Wuppertal die nächsten Stolpersteine zum Andenken an weitere Holocaustopfer verlegt werden, soll auch ein Stein hier vor der Begegnungsstätte Alte Synagoge dabei sein, zum Andenken an Antonie Giese. Bei aller Skepsis, aber mehr als Skepsis vielleicht Vorsicht, die ich gegenüber den Stolpersteinen bekanntlich hege, begrüße ich das ausdrücklich. Antonie Giese ist hier im Haus seit nun 30 Jahren präsent, wir arbeiten hier und begegnen uns im dauernden Bewusstsein, was hier einmal war – die Wohnung von Frau Giese, die sich den Plänen der Nationalsozialisten trotz ihrer Schwäche kraftvoll und eigenwillig widersetzte. Und in direkter Nachbarschaft war die Synagoge, wie es oben in der Halle in dem Psalmwort unter dem Dach heißt: **„Sie warfen Feuer an dein Heiligtum, brannten bis auf den Grund die Wohnung deines Namens.“** Diese Satz zu begreifen, hilft indes kein Stolperstein.

